

Illustriertes Erzgebirgisches Sonntagsblatt

Tageblatt
Annaberger Wochenblatt
Hauptzeitung des Obererzgebirges



Alte Fastnachtsbräuche aus dem Erzgebirge.

Von W. Ludewig.

(1. Fortsetzung und Schluß.)

An dem Schwerttanz der Chemnitzer Luchsnappen waren 9 Tänzer, 2 Pfeifer, 1 Trommler und 2 Hanswürste beteiligt, die mit folgendem Spruch auftraten:

„Wir treten herein ganz edel und fest,
Und grüßen alle anwesenden Zuschauer auf's best';
Grüßten wir den einen und den andern nicht, [nicht;
So möchten's meinen, wir wären die echten Schwerttänzer
Die echten Schwerttänzer sind wir genannt,
Spielmann, mach' auf den rechten Schwerttanz!“

Die eigentliche Schaustellung wurde durch einen Rundtanz eröffnet, wobei jeder Tänzer das Schwert seines Nebenmannes bei der Spitze faßte; ein Sprung über die Schwerter beendete diesen Teil. Darauf wurden die Schwerter niedergelegt, herumgetanzt, die Schwerter wieder aufgenommen und eine Schnecke gebildet, die sich auflösen mußte, ohne daß einer der Tänzer das Schwert seines Nachbarn loslassen durfte. Dann sprang der eine Hanswurst in den Kreis und kniete nieder, die Tänzer hielten ihre Schwerter auf ihn, der Vortänzer schwang sich auf diesen Schild und sprach:

„Da bin ich heraufgestiegen,
Wär' besser, ich wär' unten bleiben;
Der Fasching ist ein vertueltlicher Mann,
Hat all sein Hab und Gut vertan;

Er hat vertan sein Hab und Gut
Bis auf ein' alten zerrissnen Hut.
Er reißt das Land wohl auf und nieder,
Was er bekommt, verkauft er wieder;
So spring ich aus dem grünen Kranz,
Spielmann, mach' auf den lustigen Schwerttanz!“

Nun wurde wieder im Kreis herumgetanzt, jetzt aber schneller als eingangs. Die Tänzer traten einer nach dem andern ab, bis Vor- und Nachtänzer allein waren und das Spiel mit einem Scheingefecht abschlossen.

Dieser Schwerttanz, der seine großartigste Ausprägung wohl in dem aller 7 Jahre abgehaltenen

Schwerttanz der Nürnberger Messerschmiede

gefunden hat, ist uraltes germanisches Brauchtum, wie uns u. a. der römische Geschichtsschreiber Tacitus in seiner „Germania“ bezeugt. Dort lesen wir: „Sie (d. h. die Germanen) haben nur eine Gattung der Schauspiele, und sie ist bei allen Zusammenkünften die gleiche. Nackte Jünglinge, denen das ein Spaß ist, springen zwischen Schwerter und vorgehaltene Lanzen. Die Übung bringt Fertigkeit, die Fertigkeit Anstand. Sie tun es nicht um Lohn oder Gewinn, obgleich ein Preis ihres kühnen Mutwillens nicht fehlt: das Vergnügen der Zuschauer.“



Die Januarstürme hatten auf den Höhenstraßen unserer Heimat recht stattliche Schneewehen aufgelümt. Auf der Bärenleiter Straße lag der Schnee stellenweise meterhoch. Der Schneepflug der KVG nahm diese Verkehrshindernisse in Angriff und sorgte dafür, daß in kurzer Zeit die verwehten Stellen wieder befahren werden konnten. (Aufnahmen: Clemens Schreiber, Annaberg.)

Der Weg von diesem alten germanischen Schwerttanz, der zweifellos kultischen Ursprungs ist, bis zu dem der mittelalterlichen Handwerker war weit, und das Spiel erfuhr manche Veränderungen, wohl auch damals schon Verflachungen. Er wanderte mit deutschen Auswanderern nach Siebenbürgen, wo er 1568 zum erstenmal urkundlich erwähnt wird und heute noch blüht (Gehrle, Deutsche Feste und Jahresbräuche, Leipzig und Berlin 1936). Auch der

Reifentanz der Büttner,

von dem uns Zenisius und Melzer berichten und der heute noch im Münchner „Schäfflertanz“ fortlebt, ist letzten Endes nichts anderes, als eine Abwandlung des Schwerttanzes, bei der Reifen an die Stelle der Schwerter getreten sind; dabei mußten natürlich auch die Figuren des Tanzes umgestaltet und den neuen Voraussetzungen angepaßt werden.

Das eigentliche Gepräge des Faschings in den Bergstädten wurde jedoch weniger durch diese Tanzspiele der Handwerker als durch **das bergmännische Brauchtum**

bestimmt. Der Fastnachtsdienstag ist von jeher neben dem Streittag (22. Juli) der wichtigste Fest- und Feiertag der Knappen gewesen. An diesem Tag fand der feierliche Bergaufzug statt, der einen Höhepunkt im Jahreslauf des an Freuden nicht gerade reichen Knappenlebens bildete.

„O du liebe Fojnt du,
Machst mieh ju harzlich fruh!
Hob' mieh schu lang gefraat
Dff's neie Berg-Gebaat.
O du liebe Fojnt du,
Machst mieh ju fruh!“

beginnt das eingangs zitierte Wildsche Gedicht und weist damit auf die Bedeutung der an diesem Tag abgehaltenen Bergpredigt hin, die in Annaberg in der Knappschafstkapelle abgehalten wurde. Schon

der Aufzug der Knappen

muß im 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts ein farbenfrohes Bild geboten haben, da ihre eigenartige Tracht nach den Angaben des Zeitbuchschreibers Zenisius bei feistlichen Ge-

Schaffende Künstler der SA.



In der Thüringischen Staatschule für Führertum und Politik in Bad Berka findet zur Zeit auf Anordnung des Staatschefs der SA ein vierwöchiger Ausbildungskursus für schaffende Künstler aus den Reihen der SA statt, der unter Leitung von Standartenführer Glöckner Hehl. — Arbeiten an einem Architekturmодell, eine Aufgabe des Staatschefs Luße, zu dem die Kursusteilnehmer den Schmuck ausführen. Der Entwurf des Modells wurde von dem Adjutanten des Stabschefs, Architekt Oberführer Heilmüller, angefertigt. (Prellbild-Zentrale, K.)

legenheiten einen wesentlich persönlicheren und damit der Zeit entsprechend auch bunteren Anstrich aufwies als späterhin. „Die Bergleute“, erzählt Zenisius, „hatten sonst geschlichte Aermelröcke, jetzt tragen sie, namentlich die Unverheirateten, Leibröcke von Leder ohne Aermel, geschlichte Beinkleider, die bis an die Knie reichen, sowie rot, blau, gelb oder weiß gestreifte Strümpfe.“ Etwas abweichend schildert uns ein anderer Annaberger Chronist, der Lateinschulrektor Georg Arnold, dessen Aufzeichnungen aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammen, die Festtracht der Bergknappen folgendermaßen: „Die Bergleute haben eine gefaltene und mit vielen Schweifen belegte Mütze. Die jungen Gesellen aber kurze Leibröcke ohne Aermel, zerschnittene und über die Knie hangende Hosen, dergleichen von allerlei Farben gestreifte Strümpfe gebraucht.“ So zogen sie unter dem Klang von Trommeln und Pfeifen gar stattlich zum Gotteshaus, um des obersten Bergfürsten zu gedenken und seine Gnade anzuflehen.

Im Mittelpunkt des Gottesdienstes stand die Bergpredigt,

die in Annaberg 1552 von Amts wegen eingeführt wurde, tatsächlich aber schon vorher üblich gewesen sein dürfte. Seit etwa dieser Zeit lehnte sie sich in Ton und Aufbau vielfach mehr oder weniger eng an die „bergläufige Weise“ des Joachimsthaler Pfarrherrn Johannes Mathefius an, mochte sie nun in Freiberg oder Schneeberg, in Annaberg oder Marienberg oder irgendeinem der anderen Bergorte unseres Gebirges gehalten werden. Musterbeispiele für sie alle waren die bekannten „Sarepta“-Predigten, die Mathefius in den Jahren 1552—1562 meist zur Fastnacht, wo man nach alter, noch aus vorreformatorischer Zeit stammender Gewohnheit etwas besonders Unterhaltendes von der Kanzel zu hören erwartete, angeblich in Knappentracht vor seiner Berggemeinde im Tal hielt. Diese Predigten, um derentwillen man Mathefius mit Recht einen „Prediger im Geist der Arbeit“ genannt hat, erschienen, vielfach erweitert, 1562 im Druck und erfreuten sich trotz ihrer für den Nicht-Bergmann häufig nur schwer verständlichen Sprache ungewöhnlicher Beliebtheit und großer Verbreitung, so daß sie bis 1679 nicht weniger als 14 Auflagen erlebten.

In einer dieser Predigten prangert Mathefius das allzu übermütige Treiben seines Bergvölkchens, wie es namentlich zur Fastnacht und zwar nicht nur in Joachimsthal üblich war, mit diesen Worten an: „Es läßt sich all Ding ein Weil tun. Gott kommt langsam und hält als ein langmütiger Gott aus und zeucht die Straf auf, ob die Gefäß des Jorns wollen Buße tun. Aber endlich kommt er hart und schrecklich und reißen in seinem grimmigen Jorn alle die alten Sinker und Fundgrübnere hinweg und treibet sie als reiche Säue zur Schwemme, daß ihr keiner wiederkommt. Da hilft sie nichts ihr Sackpfeifen und Bergreihen, und daß sie (den Becher) redlich haben lassen umgehen und vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht und oft über die halbe Mitternacht in sich geschwedert (gegossen) wie ein Laugenjack und haben sich auch gemäst und ausgefüllt wie die feisten Mühl- und Bedensäu. Es hilft auch die schönen Docken (den schönen Frauen) nichts, daß sie ihren Hals ausgestreckt als die Hirschen und mit Neuglein um sich geworfen und den Hals mit Seide und Sammet behänget und auf welsch und französisch haben höflich tanzen können wie Herodias' Tanzfräulein. Denn da Gott abschückte und ließ die Schleusen aufziehen über die Feste, dahin er seine gewaltigen Wassersümpfe geschlagen, da ging die ganze erste Welt schrecklich zu Boden (zugrunde) bis auf acht Seelen.“

Die Art, wie hier Mathefius seiner Gemeinde die Schrecken der Sintflut unter dem Bild des Wassereintruchs in eine Grube, also in einer seinen Zuhörern ohne weiteres verständlichen und sie packenden Weise, vor Augen stellt, ist beispielhaft für den Ton aller dieser „Sarepta“-Predigten. Dabei muß darauf hingewiesen werden, daß der Prediger alles andere als ein Mucker war, sondern sehr wohl Verständnis für frohen Lebensgenuss hatte. Wenn er es trotzdem für nötig erachtete, seinen Joachimsthalern die Wahrheit so ungeschminkt zu sagen, und sich für seine Philippika gerade eine Fastnachtspredigt aussuchte, so hat er wahrscheinlich alle Ursache dazu gehabt.

Denn das Treiben der Bergburschen am Fastnachtsdienstag und Uferrmittwoch mag oft genug über die Stränge geschlagen haben. Der einzige Schriftsteller, der uns von den besonderen Faschingsbräuchen des Bergvolkes Nachricht gibt, ist der Scheibenerger Pfarrer Christian Lehmann, der unermüd-

liche Sammler erzgebirgischer Nachrichten und Ueberlieferungen. An verschiedenen Stellen seiner Werke erzählt er vom „Quaas“ der Annaberger Knappen.

Im folgenden ist dieser Faschingstrubel nach Lehmanns „Sittendronik“, deren noch ungedruckte Handschrift in der Leipziger Stadtbücherei liegt, in der Form geschildert, in die Fr. Sieber (Sächsische Stammeskunde, Jena 1926) die Angaben des Chronisten gekleidet hat:

„Am Fastnachtsdienstag wurde die Bergpredigt gehalten. Da ließen sich die Bergleute mit Trommeln und Pfeifen in die Kirche führen und ebenso wieder heim. Nach dem Gottesdienst zog ein Teil vor die Häuser und sammelte Speise: Eier, Wurst, geräuchert Fleisch. Andere warben eine Dienstmagd zur Faschingsbraut und baten die Jungfern zum Tanze. Alle Gebetenen mußten sich mit Geld lösen. Das wurde zu Bier genommen, und auf dem Rathause ward öffentlicher Tanz gehalten. Dabei wurde gegessen, getrunken und gesungen. Am Aschermittwoch hielten die Bergleute verschiedene Spiele. Da brachten einige einen Ochsen. Das waren aber zwei Männer, in diese Tiergestalt verummmt. Der vordere trug einen großen Topf auf dem Kopfe. Nun kamen die anderen herbei und schlugen auf den Ochsen ein, bis er umfiel. Einem Böttcher aus Pfreznitz ist es dabei übel ergangen. Da schlugen die Metzger zu tief ein, daß der Pfreznitzer für tot liegen blieb. — Andere aber machten das Ochsenpiel nicht mit. Sie brachten zwei wilde Männer, einen in Reifig und Moos, den andern mit Stroh umwickelt, und führten sie als Gefangene auf den Gassen umher. Darnach aber auf dem Marktplatz schossen sie nach den beiden Wilden, und die tummelten sich unter den Leuten und bespritzten die Zuschauer mit Blut aus Blasen, die sie bei sich trugen, ehe sie niederfielen. Da faßten sie die Jäger als tot auf Bretter und trugen sie ins Wirtshaus. Die Bergleute gingen daneben her, bliesen eines durch ihre Pechpfeifen und Grubenleder, als hätten sie ein stattlich Wildpret gefangen. Im Wirtshaus aber waren sie lustig, solange das Bier währte.“

Der Schilderung dieses letzten Spiels fügt Lehmann im „Historischen Schauplatz“ (Leipzig 1699) die Bemerkung an: „Vergleichen Aufzüge hielt man vor dem 30jährigen Krieg, aber nun sind sie abgekommen.“ An dieser Stelle bringt er das Wilde-Männer-Spiel auch mit dem Volksglauben an das Holzweibel in Verbindung, von dem er an anderer Stelle desselben Werkes berichtet, daß es am Aschermittwoch besonders grimmig vom Teufel verfolgt werde. Inwieweit diese Ansicht

zu Recht besteht, bezw. inwieweit jener Glaube die örtliche Ausgestaltung des Spieles beeinflusst hat, muß dahingestellt bleiben. Auf alle Fälle geht der Quaas der Annaberger Bergknappen auf altgermanische Vorstellungen und Frühlingsfeste zurück und gibt in seinem letzten Teil nichts anderes als eine sinnbildliche Darstellung des Kampfes zwischen Lenz und Winter.

Wie es im Wirtshaus und auf dem Tanzboden zugeht, das schildert uns lebendig und anschaulich ein alter Bergreihen aus dem Jahre 1543, den uns Arnim und Brentano in „Des Knaben Wunderhorn“ aufbewahrt haben:

„Wir sitzen gar gern bei gutem Getränk,
Wie's Menschenbild geneuzet,
Der Malvasier oder rheinische Wein,
Den trinken gar gerne die Reichen.
Wenn nun die Hauer kommen dar,
Wenn uns die Herrn erkennen,
Unser Lob, das preißt man gar,
Herr Wirt, die Stube ist uns viel zu enge,
Auch rücken wir Tische und Bänke,
Wir begießen das Flöß recht überall,
Sieht man die Neuglein herwanke,
Dazu kommen uns die Fiedler dar.
Man hört die Saiten klingen,
Dazu die werten Pfeiferlein gut,
Man sieht die Hauer herspringen,
Dazu die Jungfräulein säuberlich,
Sie tragen rosenfarbe Mündlein,
Ihre Wänglein sind lilienweis,
Der gewaltige Münzerhof ist uns viel zu enge,
Darauf wir das Silber bringen,
Merkt auf, ihr werten Münzer gut,
Helft mir die Hauer erkennen,
Sie hauen das Silber aus der alten Wand,
Die Gott, der Herr, selber gebauet hat
Mit seiner selbst Gewalt.
Auf dem Berg findet man
Manchen guten Berggejellen,
Der wohl des Bergs geneuzet,
Wo findet man denn einen bessern Berg,
Da uns das Silber rausfleuzet,
Damit so preisen wir St. Annaberg,
Er ist geziert also schön,
Man lobt ihn in aller Welt.“

Drei und ein Auto.

Roman von Gunthar Ulrich Ulenhorst.
(Copyright by: Horn-Verlag, Berlin W 35.) 4

„Kenne keinen Fritz Krüger“, schreit Albert Harfort zurück. „Fritz Krüger von der Firma Bertemeyer. Annemarie Stöckert ist eben hier, der Herr Krüger ist ihr Vetter, sie ist mit ihm zusammen auf Wochenende — ihr Vater interessiert sich sehr für Fritz Krüger — ja, er wird vielleicht mal von den Stöckertwerken übernommen, sagt Annemarie, du möchtest doch ein bißchen nett zu ihm sein. Und komm bald heim, Pa. Annemarie möchte dich so gern kennenlernen. Wiedersehen, also recht nett zu Herrn Krüger, nicht wahr?“

„Ja, ja.“ Albert Harfort legt den Hörer so behutsam auf, als wäre er ein lebendiges Wesen, als wäre es Fritz Krüger, den er eben hinausgeworfen und den er jetzt nach diesem Telefongespräch am liebsten behandelt hätte wie ein rohes Ei. Was aber hat er getan? Kaputtgehauen hat er diesen Fritz Krüger dabei — er muß es sich zugestehen — im Grunde hat ihm diese Art Fritz Krügers doch gefallen. Zum ersten Male, daß ihm ein Mensch wirklich entgegengetreten ist. „Sie können es sich leisten, ohne Bügelsalte herumzulaufen.“ Eigentlich gut gesagt. Und Recht hat der Junge, weiß der Teufel. „Sie haben es leicht, einen kleinen Vertreter anzubrüllen, der sich nicht wehren kann.“ Wieder richtig!

Er überlegt nur einen Augenblick. Dann, schnell, wie niemand es dem gemessenen, schweren Manne zugetraut, ist er aus dem Zimmer, die Treppe hinunter. Aber es ist zu spät, Fritz Krügers Wagen biegt bereits aus dem Hof.

Albert Harfort winkt einem seiner Motorradfahrer, der gerade in den Hof gefaßt kommt.

„Dem Auto da nach, sieh mal zu, wohin er fährt, und wenn der Herr aussteigt, dann sag' ihm einen schönen Gruß

von mir, ich liebe ihn bitten, doch noch einmal zu mir zu kommen, ich hätte ihm einen Vorschlag zu machen. Und vergiß nicht, einen schönen Gruß!“

Inzwischen sitzt Annemarie Stöckert in dem gepflegten großen Garten bei Felicitas Harfort. Die gemeinsamen Pensionserlebnisse tauchen wieder auf. Es war doch eine lustige Zeit damals.

Das Kunstwerk des Monats Februar.

Ein Augsburger Meister um 1520: „Die Göttin des Glücks“ aus Lindenholtz. (Weltbild, K.)



„Weißt du noch, wie wir die Mademoiselle einmal in den Verbindungsgang eingesperrt haben, in dem sie uns immer zu belauschen pflegte?“, fragt Annemarie, „die Arme, sie kam ganz aufgereggt und zerrupft heraus, ich glaube, die hat nicht mehr spioniert.“

„Und wie wir einmal den ganzen Zucker mit Salz vermischt haben, weil die Köchin immer so mit dem Zucker sparte — und wie sie zwanzig Pfund Zucker wegschütten mußte?“

Es wurde eine gemütliche Teestunde. Das Haus Hartfort ist tadellos geführt. Der Teetisch, im Garten zwischen den Jasminbüschen gerichtet, ist von besonderer Eleganz. Ein paar ausgeleucht schöne Rosen stehen in einer schlanken Vase auf dem Tisch. Die tiefen bequemen Korbsessel mit den lustigen bunten Leinentissen sind so richtig zum Ausruhen und Plaudern.

Lautlos hat das Stubenmädchen im weißen Häubchen den duftenden Tee eingeschenkt, Kuchen und Sandwichs gereicht und ist verschwunden. Nun hält Annemarie den Augenblick für gekommen, über ihren Vetter Fritz Krüger zu sprechen. Sie erzählt so ganz harmlos von ihm, daß er vor einiger Zeit bei ihnen zu Besuch war, wie nett man ihn fände — und daß sie jetzt auf einer Reise an der Ostseeküste entlang ein Wochenende mit ihm zusammen drüber in Hiddensee verleben will.

Felicitas merkt auf. Sollte Annemarie mit diesem Vetter verlobt sein? Annemarie fühlt genug, wohin die Gedanken der Pensionsfreundin gehen. Soll die Felicitas ruhig glauben, zwischen Fritz und ihr wäre irgend etwas — das kommt ihrem Plan nur zugute.

So ganz beiläufig, ihre Zigarette zwischen den Fingern drehend, sagt Annemarie: „Ist die Welt nicht klein? Wie ich Fritz sagte, ich hätte hier eine ehemalige Pensionsfreundin, Felicitas Hartfort, erzählt er mir, er müsse für seine Firma zu deinem alten Herrn. Es hätte da irgend eine kleine Streitigkeit gegeben. Es scheint ihm recht viel daran zu liegen, mit deinem Vater in Ordnung zu kommen, es hänge viel für seinen Aufstieg davon ab. Unter uns gesagt, mir unverständlich, daß er sich noch für seine alte Firma so ins Zeug legt, mein Vater wird ihn vermutlich zu sich herüberholen in eine Fabrik, die von den Stöckertwerken mit kontrolliert wird. Vater meint, er wird sehr viel erreichen. Ein fabelhaft anständiger Kerl übrigens, ich bot ihm an, ihn privat bei euch einzuführen, damit sich die geschäftliche Streitigkeit vielleicht besser lösen läßt. Aber nichts zu machen. Er wollte einen geschäftlichen Erfolg nicht einer persönlichen Protektion verdanken, hast du so etwas schon gehört? Aber, es hat mir gefallen.“

So ganz beiläufig, ihre Zigarette zwischen den Fingern drehend, sagt Annemarie:

„Ist die Welt nicht klein? Wie ich Fritz sagte, ich hätte hier eine ehemalige Pensionsfreundin, Felicitas Hartfort, erzählt er mir, er müsse für seine Firma zu deinem alten Herrn. Es hätte da irgend eine kleine Streitigkeit gegeben. Es scheint ihm recht viel daran zu liegen, mit deinem Vater in Ordnung zu kommen, es hänge viel für seinen Aufstieg davon ab. Unter uns gesagt, mir unverständlich, daß er sich noch für seine alte Firma so ins Zeug legt, mein Vater wird ihn vermutlich zu sich herüberholen in eine Fabrik, die von den Stöckertwerken mit kontrolliert wird. Vater meint, er wird sehr viel erreichen. Ein fabelhaft anständiger Kerl übrigens, ich bot ihm an, ihn privat bei euch einzuführen, damit sich die geschäftliche Streitigkeit vielleicht besser lösen läßt. Aber nichts zu machen. Er wollte einen geschäftlichen Erfolg nicht einer persönlichen Protektion verdanken, hast du so etwas schon gehört? Aber, es hat mir gefallen.“

Felicitas fällt die Mahnung des Vaters ein, recht nett und entgegenkommend gegenüber Annemarie zu sein. Wie könnte sie das besser beweisen, als indem sie sich für diesen Fritz Krüger verwendet?

„Wirklich sehr rührend und anständig von Herrn Krüger, aber sehr unpraktisch.“

„Genau das Gleiche habe ich Fritz auch schon gesagt. Aber Männer wollen ja niemals Vernunft annehmen.“

„Dann müssen sie zur Vernunft gebracht werden. Würdest du etwas dagegen haben, wenn ich jetzt Pa anrufen würde und ihm so ein wenig Bescheid sage?“

„Wenn du es tun willst, das wäre sehr nett. Fritz hat es ja nur mir verboten —“ Die beiden sehen sich fröhlich an, jede glaubt, sie hat die andere durchschaut.

Und so kommt das Telefongespräch zu Herrn Hartfort zustande, als dessen Folge der Motorradler Fritz Krüger nachsaugt.

Wütend ist Fritz losgebraust. Er fährt zu der verabredeten Stelle auf dem schönen Rathausplatz, wo er Annemarie treffen will. Die will Bescheid haben, ob die Sache mit dem alten Hartfort geklappt hat und ob er vielleicht schon heute mit ihr nach Hiddensee fahren kann. Jawohl, er ist schon heute mit seinem Stralsunder Geschäft fertig, ganz fertig ist er, aber am liebsten würde er das ganze Wochenende Wochenende sein lassen. Der Sonnabend und Sonntag ist ihm nun auch verdorben. Ausgeschlossen, daß er es noch einmal morgen mit Hartfort versucht. Dieses Haus betritt er nicht wieder. Alles ist schief gegangen — er wird mit leeren Händen zu seiner Firma zurückkommen. Zu Hause in Berlin sitzt Erni und ist böse auf ihn — ach, manchmal ist das Leben trotz des schönsten Sonnenscheins, der vom Himmel strahlt, grauer als grau.

Ein Motorradfahrer stoppt neben ihm.

„Verzeihung, ich soll eine Bestellung ausrichten von Herrn Hartfort.“ — Fritz fährt aus seinen verweifelsten Gedanken auf. Was will der Jüngling da? „Ich soll eine Bestellung ausrichten von Herrn Hartfort“, wiederholt er und betet herunter, was Albert Hartfort ihm ausgetragen hat.

„Moment mal.“ Fritz mustert den jungen Menschen mißtrauisch, hat der vielleicht durch die Hitze gelitten? Aber er sieht soweit ganz normal aus und wiederholt in seinem behaglichen Stralsunder Platt die Aufforderung Herrn Albert Hartforts und den Gruß, den der Chef ihm noch extra für den Herrn aufgetragen.

„Nun schlägt's dreizehn“, denkt Fritz und lenkt seinen Wagen wieder in die Richtung des Hartfortschen Geschäftshauses. Unterwegs telefoniert er noch ans Hotel. Wenn Annemarie kommt, muß sie doch wenigstens wissen, wo er geblieben ist. Doch Annemarie erhält jetzt gerade durch Felicitas die Nachricht, daß Fritz Krüger zu einer freundschaftlichen Aussprache

im Geschäftshaus erwartet wird. Annemarie sieht auf die Uhr. Hoffentlich dauert diese freundschaftliche Aussprache nicht zu lange, sonst kommt sie heute mit dem Abenddampfer nicht mehr nach Hiddensee.

„Dann bleibt ihr eben hier“, schlägt Felicitas vor. „Fremdenzimmer haben wir genug. Es wird Vater und mir eine Freude sein, wenn wir euch bei uns zu Gast haben. Dabei können sich dein Vetter und mein Vater doch auch ein wenig näher kennenlernen als im nüchternen Geschäftsbetrieb.“

„Also, wenn es sich so fügt, und es deinem Vater wie Fritz recht ist, sage ich nicht nein. Wir wollen erst mal abwarten, wie sich die Dinge entwickeln.“

In dieser Hinsicht braucht Annemarie keine Angst zu haben. Die Dinge zwischen Fritz und Hartfort entwickeln sich ausgezeichnet.

Raum hält Fritz Krüger mit seinem Wagen vor dem großen Bausteinportal des Hauses, stürzt auch schon ein kleiner Stift heraus:

„Herr Fritz Krüger? Bitte sehr, der Chef erwartet Sie!“

Er schwenkt ehrerbietig an Fritzens Seite durch den großen, kühlen Steintorridor, die große Treppe hinauf. Man sieht Fritz neugierig nach, es hat sich schon herumgesprochen, daß der Chef einen kleinen Vertreter der Firma Berkemeyer,



Kirche zu Grumbach im Januar 1937.
(T. A. W.-Bilderdienst.)

Berlin, extra zu sich holen läßt. Nun steht Fritz wieder vor derselben Tür, der Stift klopft.

„Herein!“ schallt die Stimme Hartforts, aber sie klingt jetzt wie eine Engelsstimme gegenüber dem Gewittergrollen vorhin. Und auch das Gesicht Hartforts ist entwölkt, er lächelt Fritz aufmunternd entgegen, ja, er steht auf, kommt dem gänzlich Verdutzten mit ausgestreckten Händen entgegen und geleitet ihn förmlich liebevoll auf einen Sessel sich gegenüber.

„Mein lieber Herr Krüger, na Gottseidank, da haben wir Sie ja wieder. Nett, daß Sie zurückgekommen sind. Wenigstens kann ich Ihnen doch sagen — mich entschuldigen —“

„Entschuldigen?“ sagt Fritz zurück. Leidet er an Gehör-täuschungen? Herr Albert Hartfort will sich entschuldigen? Vielleicht ist das eine neue Finte, vielleicht hat Hartfort noch einen Sack Vorwürfe parat, um sie über sein unschuldiges Haupt zu gießen.

„Sie haben mir gefallen, Herr Krüger“, sagt statt dessen Hartfort, „wirklich, richtig imponiert — und wenn Sie nicht so schnell weggelaufen wären — übrigens die Tür haben Sie ganz nett zugeknipst. . . Lassen Sie nur gut sein, kann mir ja gut denken, daß Ihnen die Galle hochgekommen ist. Sie müssen es mir nicht verübeln, diese miserable Ladlieferung hat uns verdammte Scherereien gemacht, ich bin eine Anzahl guter Kunden dadurch losgeworden — aber Sie können ja nichts dafür. Nur, es geht eben manchmal mit mir durch. Aber wie

Sie mir das mit der Bügelfalte gesagt haben und dem abgetragenen Anzug, ganz recht haben Sie, Herr Krüger, ganz recht. Also, das hat mir wirklich Eindruck gemacht. Sie haben das Herz auf dem rechten Fleck. So, das wollte ich Ihnen nur gesagt haben — und nun können wir wohl eine Friedenspfeife miteinander rauchen, Zigarette oder Zigarre? — Na, framen Sie denn mal aus, was für Vorschläge hat mir die Firma Berkemeyer zu machen?

Albert Hartfort, dicke Rauchwolken aus seiner kohlschwarzen Zigarre paffend, hört zu, wirft ab und zu ein paar Fragen und Einwände ein, aber Fritz spürt, es ist nur, um sich nicht allzuleicht herumkriegen zu lassen. Nach einer Viertelstunde hat Fritz einen dicken Auftrag auf den neuen Lack in der Tasche, weiter ein Schoß Anfragen nach neuen Erzeugnissen seiner Firma. Der Bleistift tanzt förmlich über Fritzens Ordbuch, er kann es gar nicht fassen. Die Stellung als Vertreter ist ihm sicher. Eine Zweieinhalb-Zimmerwohnung ebenfalls, ach was, vielleicht legt Berkemeyer ihm zu dem üblichen Gehalt überhaupt noch was zu. Drei Zimmer vielleicht oder lieber eine Aufwartung für Erni, daß sie sich nicht so abschüften muß. Oder soll die Aufwartung lieber ein kleiner Wagen sein, nur ein ganz kleiner, so ein blitzschnelles Ding, gerade groß genug für Erni und ihn?

„Jawohl, eine Probefebung unserer neuen Autos —“, er wird rot, er ist schon verdreht, was für einen Unsinn redet er denn da. (Fortsetzung folgt.)

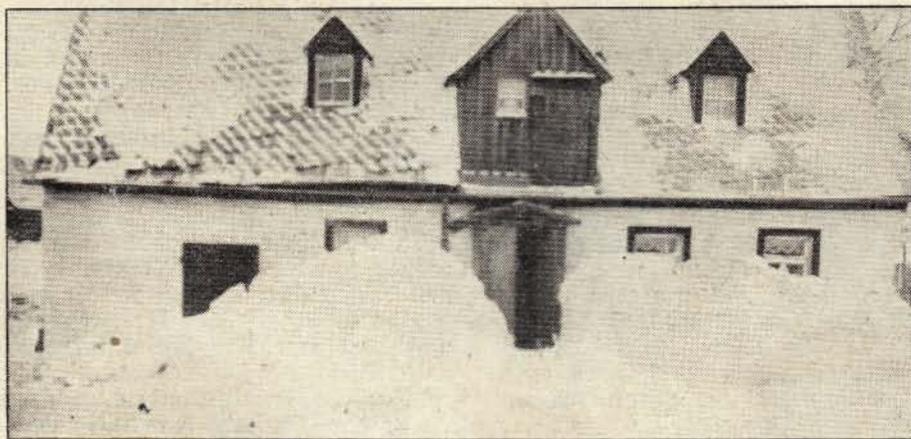
Was unsere Eltern und Voreltern erlebten. / Auszüge aus alten Jahrgängen des Tageblattes „Annaberger Wochenblatt“.

Schwebebahn oder Elektrische für Annaberg und andere Verkehrsprojekte vor 25 Jahren.

Zwei Planungen standen im Februar 1912 im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Privatfirmen waren es, die diese Pläne betrieben. Eine Seilschwebebahn sollte vom Bahnhof zum Karlsplatz gebaut werden, was einen Kostenaufwand von rund 260 000 M. gefordert hätte. Die elektrische Straßenbahn war gleislos mit oberirdischer Stromzuführung gedacht. Das T. A. W. warnte, sich „nicht allzusehr in vorläufig noch wenig begründeten Hoffnungen zu wiegen.“

Der Gewerbeverein Geyer hatte dem Landtag eine Petition eingereicht und wünschte für die Schmalspurbahn Thum-Geyer durch die Talstraße Anschluß an den Bahnhof Annaberg. Bärenstein petitionierte für den Ausbau der Vollspurbahn Bärenstein-Oberwiesenthal und von Jöhstadt aus trat man für Fortführung der Schmalspurbahn Wolfenstein-Jöhstadt nach Weipert ein. Die Finanzdeputation des Landtages ließ alle Projekte auf sich beruhen.

Das war wohl auch ganz gut so, denn inzwischen hatten sich andere Stellen schon mit sichtbarem Erfolg für die Einführung der Autobuslinien im Obererzgebirge eingesetzt. Verschiedene Probefahrten hatten gezeigt, daß die Zukunft diesem Verkehrsmittel gehören würde, und so konnte am 19. Februar 1912 der „Erzgebirgische Kraxis-Domibus-Verkehr“ (Ekw), an dessen grüne Autobusse sich noch viele Obererzgebirger erinnern werden, als Aktiengesellschaft eingetragen werden. Das Kapital bestand aus 150 000 M. und wurde in 300 Aktien im Werte von je 500 M. aufgelegt.



Meterhohe Schneewehen lürmlen die Januarstürme 1937 in und bei Grumbach auf. Unsere Aufnahme zeigt ein Haus des Kammdorfes und die vor die Haustür gewehten Schneemassen erinnern unwillkürlich an die Oberwiesenthaler Verhältnisse im Jahre 1815, von denen uns der Augenzeugenbericht des Töchterlehrers Böhme berichtete, den wir in den letzten Ausgaben des I. E. S. veröffentlicht haben. (T. A. W.-Bilderdienst.)

In der Kirche zu Bärenstein begann man Anfang Februar 1912 mit der Aufstellung einer neuen Orgel, dem Werk der Hoforgelbauer Gebrüder Jehmlich, Dresden. Im Innern der Kirche waren durchgreifende Erneuerungsarbeiten und der Einbau einer Dampfheizung vorgenommen worden. Zur Verschönerung des Gotteshauses konnte ebenfalls dank der Opferfreudigkeit mehrerer Kirchengemeindeglieder viel getan werden.

In der Schüllerischen Baumwollspinnerei zu Venusberg geriet am 2.

Februar 1912 der 19 Jahre alte Arbeiter Wolf in eine Spinnmaschine, die ihm den Kopf zermalmt. Ein weiterer schwerer Unfall trug sich in Bernsbach bei Schwarzenberg in der Fabrik Hecker & Co. zu. Der 85jährige Seniorchef Hecker stürzte durch einen Schwächeanfall in das Getriebe der Dampfmaschine und wurde völlig verstümmelt.

Fabrikbesitzer Altmann in Crottendorf, der am 10. Januar 1937 im Alter von 75 Jahren verstarb, veranstaltete am 3. Februar 1912 ein Arbeiterfest für seine Belegschaft in der Glashütte.

Ein nächtlicher Brand äscherte am 5. Februar in Ehrenfriedersdorf das Rathausstraße 10 gelegene, zweistöckige Wohnhaus des Schuhfabrikanten Paul Hermann ein.

In Crottendorf beging am 7. Februar Frau Henriette verw. Reichel ihren 90. Geburtstag. Sie wohnte seit 1847 in ein und demselben Hause.

Der Ballon „Kiesja“ vom Kgl. Sächs. Verein für Luftfahrt übersflog das tief verschneite Erzgebirge in einer Höhe von 1800 Meter und landete bei Marienbad.

Der Frauenverein in Arnstfeld feierte am 9. Februar sein 50jähriges Bestehen im Saale des Erbgerichtes.

Am 13. Februar bewilligten die Annaberger Stadtverordneten 1200 M. für die Zahnpflege Annaberger Schulkinder, von denen über 90 Prozent kranke Zähne hatten.

Nach neunjähriger Unterbrechung wurde am 15. Februar die Beschäftigung in Arnstfeld wieder befehrt.

Ein grausames Schicksal raubte der Familie des Bahnarbeiters Engert in Wiesa zwei blühende Kinder. Zwei Knaben im Alter von 10 und 12 Jahren kehrten am Sonntag, den 18. Februar, abends nicht nach Hause zurück. Alles Nachforschungen blieb vergeblich. Erst am Montag gelang es mit Hilfe der Feuerwehr, beide Kinder tot aus dem Seideteich zu bergen. Sie hatten sich auf dem Eise getummelt und waren eingebrochen.

Fosend! / Annaberger Erinnerungen von Max Wenzel.

„E Mensch ka noch esu vernünftig sei, 's passiert ne doch emol, daß sei Blut schneller gieht wie sinstn, daß 'r ze nisch Arnsthaften Luft hoot, un 's reißt'n orndlich rüm, für annere Leit emol 's olbere Mensch ze machen. Dos betrifft de Grußen un de Kinner, do is ka Unerchied. Dos hoot aa der liebe Gott eigesah, un er dacht, für darer Kranket wär e Aberlah racht gut. Geds Gahr emol, dos langt bei de meisten Menschen zu. Un do hoot er de Fosend gemacht. Do dersen de grußen un de klen Leit emol 's Kalbel austreiben un sich benahme — nu abn wie de Fosendnarrn.“

De Butterstolln sei glücklich alle wurn; dos häßt bis of en, dar werd ersht üm Ustern rüm agechnieten, wenn er richtig „dorch“ is. (Es is gerod wie mit'n alten Ras!) Oder schie sei de Leit of ewos neues gelanglich. Ueberall fängts a, nooch Backfett ze riechn, un wagn de Krapple un de Pfannkuchen. Mir Gunge sahten immer, es röch nooch Pfaarjett, oder gassen hobn w'er dos Zeig doch.

Von Haus ze Haus ziehne de Brazelgunge. De Hauptsach bei der Fosend is oder 's Verkläden. Dos war schie bei uns Kinnern e gruze Lust. Mir Gunge hatten zwäerlä Ort derzu. Der äne war ofn Pfaarteich, ben alten Schlichting-Franz seiner Eisbah. Mos do war, das war verkläd. War an verwerftsten agezugn war, krieget en Preis, e Notizbuch oder e Kaffeetippel un jettis Zeig. Sulang mer nu noch richtige Gunge warn, do war de Hauptsach, de Mäd zu argern. Wenn sich ju e Eiskönigin emol richtig hiesehet, dos gob doch Luderei. Mir warn net esu wählerrisch in de Kostüm. E Paar Husen, e Gack von Boter, die en Hausen ze gruf warn, wurn nagericht. Daß mer ja net weiskrieget, war drinnektoof, wur dos Zeig aa noch ümgewend, mit'n Futter rauszu. Dann kam e grüzer Hut ofn Kopp, e Paar gruze Stiefeln — in de Husen neigestekt —, e Fallesen an en Bindfoden über der Nässe un e grüzer Laastacken in der Hand. E Larv braucheten mer net, 's Gesicht wur mit Ruß beschmiert. Mer war werklisch net zu derkenne. Esu sauseten mer in der Stadt rüm, zu de Onkeln un Tanten un in de Geschäfte. Do krieget mer nu e Malzplazel oder e Krappel oder aa emol e Werschtel. Emol wär merich oder doch bal verkehrt gange. Macheten mir nauß in der übern Stadt in de Geschäfte nei, obwuhl mir nisch do drubn kaafeten. In der Klen Kerchgass' in en Geschäfte hiel oder der Kaufmaa ersht e gruf Verhör. „Wu kaast ihr dä eiern Kaffee?“ Ich saht: „E manichsmol aa bei Ihne!“ „Wan bist de dä?“ Esu raffeniert warn mer nu net, daß mer hätten en falschen Name gesah. Wie der Maa höret, war ich war, saht er: „Na, wenn ich dein Boter ne Sonnohmd in der „Gans“ traiff, do war ich ne emol frogn, ob'n dos racht is, daß du in dan Aufzug sahten gieht!“ Do bie ich racht klärlaut wurn, un ich ho mich orndlich vurn Sonntig gefersht. Oder mei Boter saht nisch, emende hatt der Kaufmaa doch nisch verrotten.

Wie mer ewing gräßer warn, do ging mer ofn Pfaarteich zen Ohmdkonzert. Do tat mer aa mit „Damen“ fahrn. Do spielet mer ne feine Maa.

In der Wiese war de Fosend e Feiertog. Dos war noch vu der Bargmaazzeit har. De Kinner hatten käne

Aus Jahn sbach berichtete das T. A. W. vom 23. Februar, daß das altbekannte Wahrzeichen des Ortes, die „Marjchnerlieblicht“, gefallen war.

Die vereinigte Handwerkerinnung zu Drebach beging in schlichter, aber schöner Weise ihr 25jähriges Bestehen.

Zum Besten des Annaberger Bürgerheimes führte der Dramatische Verein am 25. Februar das Volksstück „s Kuller!“ von Carl Morre auf und hatte damit einen vollen Erfolg.

Die Gemeinde Königswalde petitionierte beim Landtag um Errichtung einer Gemeindepartasse.

In Walthersdorf wurde in mehreren Gutshöfen eingebrochen. Mit größeren Gelbbeträgen, goldenen Taschenuhren und Kleidern entkamen die Diebe unerkannt.

Schul un an Birmittig war jugar Kerch. An Ohmd gobs nu überall Tanzmusik. An meisten Schund gobs, wenn de Mannsen Weibsenzeig azugn un de Weibsen Mannsenzeig. Ich weh noch emol, wie 's noch sette blaae Radfahrerezug aus Trikotstoff gab, do trot emol e Kaffeetanzel als Radfahrklub auf! Nu doo! — — —

Früher gobs zor Fosend in manning Orten noch Gumferntanz. Do war verkehrte Wält. Dosmol mußten de Bossen warten, bis de Mäd se jon Tanz huleten. Es war, wie mer heit spricht, ne ganzen Ohmd Damenwahl. De Mäd kaafeten aa ne Bossen Zigarrn un Bier, wos se abn hobn wolltn. Deb dernooh oder de Mäd de Bossen aa hamgeführt hobn, weh ich net mehr gewieh.

In Kienigswal warich wieder anersch. Do ginge de Mäd in der Scherz ofn Fosndtanz. Ich gelaab, dos hoot ganz schie ausgesahe. Do un dort mußten die Mannsen zor Fosend Warmbier trinken, weil 's hieß, do hätt mer 's ganze Gahr viel Kraft.

De grußen Leit ginge aa e manichsmol ofn Maskenball. Na, do is sei e manichsmol zugange, daß mer sprachen möcht: „Wie gesah!“ Ich weh emol, do hinge ze Weihnachten schie gruze Plakater überoll rüm: „Fastnachtsdienstag großer öffentlicher Volksmaskenball. Ein Fest am Hofe des Maharadscha von Ingipura! Feenhafteste Dekoration! Die schönsten und originellsten Masken werden prämiert.“ Natirlich muß mer do hiegiehe. Schie der „feenhafteste Dekoration“ wagn. Ich muß oder jogn, es scheint bei en setten Maharadscha net annerschter zugegiehe, wie bei uns of en Boobierfest. Es hinge en Hausen Papiergirlanden un e paar Papierlaterne dortn un der Orchesterstand war mit grün un weißen Stoff behängt. Dos war noch von Kriegervereinsball har. Un in der G



Eine Spielchar der Annaberger Kriegerkameradschaft 1866/1870 zeigte zu dem wohlgelungenen Heimatabend der Ortsgruppe St. Annen am 23. Januar im Schützenhaus Annaberg in Bild und Wort alle, teils schon vergessene Erzgebirgstypen und hol Hans Siegerl's wirkungsvollen Schwank „De neie Stroß“.